

Region Aachen - Niederrhein



Eingang Krankenhaus St. Alexius-/St. Josef, Neuss; Foto:kmo



Rundbrief

Nr.1/2021

Corona - Auszeit

ist für mich
wie eine — Hauszeit ohne H
nach der ich mich nicht sehnte
und doch ist sie jetzt da

ohne Dienst und Hast
ohne Druck und Last
— ein Muss als Chance zur Muße

ja, die Muße
sie drängt nicht und sie kränkt nicht
öffnet Sinn- und Spielräume
für Freisein, Freude, Glück, Kontakte
— zwischen Himmel und Erde

einfach mal nur da sein
bei Wasser, Wärme, Licht und Ruhe
Leben tanken — gönnen und genießen



schwere-, zweck- und grenzenlos
offen sein für Neues und für Anderes
— und für das GANZ ANDERE
das — sich mir schenkend — ich erspüre
durch und mit in dieser Auszeit
die zugleich — so leer wie mehr
senkrecht auf dem Fluss der Zeit
— ein LebensHauch der Ewigkeit

so nehme ich sie fragend und wagend
mutig mit in meine Hauszeit — die

Corona - Auszeit

Klaus Jäkel

ND Region Aachen-Niederrhein

Leitung:

J. Peter Brauweiler
Laniostraße 14
41179 Mönchengladbach
02161 583650

Netzpost:

peter.brauweiler29@gmail.com

In Kooperation mit

Klaus Mock
Lavendelstr. 7
40670 Meerbusch
☎ 02159-962586

Netzpost: klaus@kmock.de

Die weiteren Teammitglieder:

Rüdiger Hagens
Michael Schwartz
Renate Maas
Wilfried Wunden
Klaus Jäkel
Angelika Wilms-Markett
Redaktionelle Beiträge an:
Klaus Mock

ND im Internet: <http://www.nd-netz.de>

Editorial

Wer hätte das gedacht? Dass wir uns jetzt schon seit über einem Jahr immer wieder diese Frage stellen: Wer hätte das gedacht? Das gewohnte vorausschauende Planen funktioniert nicht mehr. Aus allen Kanälen quillt in ungeahntem Maße: Enttäuschung, Kritik, Wut, Jammern, Meckern mit Halb- und Besserwissen. Für viele ist das Glas mehr als halb leer. Aber für andere doch eher mehr gefüllt. Ich hoffe, ihr könnt euch zu der zweiten Gruppe zählen, der sich auch **Peter** mit seinem Beitrag angeschlossen hat.

"Ich habe auch keine wirkliche Lösung des Problems, aber man muss darüber reden und darf nicht so tun, als hätte die Kirche mal wieder die perfekte Lösung gefunden" schrieb mir **Hermann** zu seinem Beitrag, den wir hier dankenswerter Weise abdrucken dürfen. Zu Recht mahnt er, die schwierigen Probleme, die mit der Änderung gesellschaftlicher Auffassungen zum Umgang mit dem Suizid verbunden sind, ernsthaft und offen zu diskutieren. Das gehört auch zu dem Blick auf das Innere unserer Kirche, den uns **Rüdiger** nahelegt.

Klaus Mock

Hoffnung

Ich bin überzeugt davon: Das Leben ist stärker als der Tod. Sich da an diese starke Behauptung in der Vorbereitungszeit auf das Fest der Auferstehung zu erinnern, das ist gerade während der Corona-Pandemie sehr gefragt. Erleben wir doch gerade und immer wieder, dass nicht neues Leben, sondern der allmächtige Tod sich durchsetzt. Die Natur zu Frühlingszeiten wiederum führt uns vor Augen, dass Leben neu aufbricht und durchdringt. Nur, wir Menschen machen da wohl eine Ausnahme. Allerdings können nur Menschen Hoffnung haben.

Neulich habe ich eine Kiste Hoffnung gekauft", antwortet Friederike Lambrich in den letzten Tagen oft auf die Frage, wie es ihr geht. „Eine Kiste was?“, fragen dann viele verwundert zurück. Es stimmt wirklich. Sie hat jetzt 500

Stück Hoffnung zu Hause. Jedes „Stück“ ist 220 mal 18 Millimeter groß und hat einen selbstklebenden Verschluss. Man kann es ums Handgelenk binden, um den Gurt der Umhängetasche, den Kerzenständer auf dem Esstisch, den Rückspiegel im Auto oder wo auch immer man die Erinnerung braucht, „Hoffnungsträger*in“ zu sein. Das steht nämlich auf jedem Stück drauf.

Es sind Armbänder aus pflanzbarem Papier, in die Blumensamen eingearbeitet sind. Die Aktion ist der Beitrag der Nordkirche für die Passions- und Osterzeit in diesem Jahr und wächst gerade durch viele Kirchengemeinden in ganz Deutschland. Vermutlich haben die Menschen, die sich die Aktion ausgedacht haben, schon weitergedacht. Dass wir auch nach Ostern noch ganz viel Hoffnung brauchen



werden. Wir werden feiern, dass das Leben stärker ist als der Tod. Und am gleichen Tag wird das Robert-Koch-Institut wieder bekannt geben, wie viele Menschen sich neu infiziert haben mit dem Virus, das schon so

vielen das Leben genommen hat. Und so vielen die Hoffnung. Oder? Ist sie wirklich weg? Ihrem Wesen nach ist sie ja klein. Sehr sogar. In einem Lied wird sie als „Senfkorn“ besungen. Sie ist so klein, dass man sie oft selbst kaum wahrnimmt. Und groß genug, um sich doch bemerkbar zu machen. Hoffnung belebt und lässt Herz und Körper hüpfen – wie ein Kieselsteinchen im Schuh. Und sie lässt dich nicht ruhig schlafen – wie die Erbse unter den Matratzen der Prinzessin.

Und: Wer Hoffnung hat, hat keine Ahnung, wie es weitergeht. Aber ganz viele Wünsche und Erwartungen. Ich jedenfalls möchte mir vornehmen, bis Ostern viel weniger von der Hoffnung zu haben, weil ich sie geteilt, verschenkt habe. (Also, dass die Kiste im Regal leer wird.) Nur ein Samenband werde ich behalten und einpflanzen. Als Erinnerung, dass Hoffnung mehr wird, wenn man sie teilt.

Und das, so erfahre ich aus der Bibel, hat der Schöpfer selbst getan: Er will sein Leben nicht für sich leben, sondern es teilen, vervielfachen, so dass es um ihn herum nur so von Leben wimmelt. Es entsteht durch Teilung, entwickelt sich, wächst und gedeiht, allerdings nicht allein und für sich, sondern dadurch, dass andere Leben sich darum kümmern, für es da sind, es hegen und pflegen, es erwachsen werden lassen, fähig, selbst wieder zu teilen und so Leben zu ermöglichen, das sich eigentlich nichts anderes wünscht, dass es gelinge, gemeinsam mit anderen.

Die Autorin Friederike Lambrich ist Leiterin der Evangelischen Kirchengemeinde Lövenich in Erkelenz.

Das ist mein Versuch, etwas von meinem Leben und Denken mit euch zu teilen. Ich wünsche euch, dass Krankheit und der vereinnahmende Tod oder gar Zerstörung nicht das letzte Wort in eurem Leben haben. In diesem Sinne, rotz Corona, Frohe Ostern!

Denn der Herr Jesus, unser Christus, hat den Tod revolutionär besiegt, indem er sein Leben mitgeteilt, und weiterhin mit jedem teilt, der sich auf Leben-Teilen einlässt. Ein Samenkorn soll euch daran erinnern



Refer

Euer Sprecher
der Region Aachen-Niederrhein

Außenansichten

Innenansichten

Der Kölner Dom, mehr noch sein Kardinal und dessen Umgang mit Gutachten zum Umgang mit sexuellem Missbrauch, steht seit Wochen im Fokus der medialen Aufmerksamkeit.

Wenn man vor dem Dom steht oder ihn gar umrundet, dann erscheint manches unansehnlich. Verwittertes Gestein. Baugerüste. Abgebrochene Kanten. Das Mauerwerk an manchen Stellen beschmiert. Vielleicht eine Urinpütze in irgendeiner Ecke. Ein grauer Riese,

imposant, aber wenig einladend.

Trete ich jedoch in den Dom ein, verändert sich die Wahrnehmung. Die strenge gotische Architektur zieht den Blick nach vorne, nach oben. Durch die Fenster, insbesondere das Richter-Fenster im südlichen Querschiff, fällt geheimnisvolles Licht, das sich vielfarbig in den Gewölben widerspiegelt. Vielleicht spielt gerade die Orgel und beeindruckt durch sphärische Klänge.

Außenansicht – Innenansicht. Mir scheint es vor dem Hintergrund der vielen Kirchaustritte, die derzeit zu beklagen sind, so zu sein, als ob viele Menschen nur sozusagen von außen auf die Kirche schauen. Sie sehen das Amt, die Struktur, den Missbrauch, den Klerikalismus, die Hierarchie. Und da ist natürlich vieles zu bemängeln. Da gibt es so manche unansehnliche Baustelle und manche morsche Struktur. Zum Weglaufen.

Aber wenn man nur von außen schaut, dann dringt man nicht zum Wesentlichen vor. Wie man eben auch den Kölner Dom nicht wirklich begreifen kann, wenn man ihn nur von außen betrachtet.

Wahrscheinlich haben viele, die austreten, sich vorher auch nicht richtig in die Kirche, in die Gemeinde hineinbegeben. Oder es schon lange nicht mehr getan. Darauf weist auch der Religionssoziologe Detlef Pollack hin: „Das Bild von den Kirchen ist vor allem von Vorurteilen bestimmt, die der Institution der Fünfziger- oder Sechzigerjahre entsprechen, eine autoritäre Kirche, die Dogmen lehrt und Menschen zum Gehorsam zwingt. Mit dem Leben in der Kirche heute, vor allem in der evangelischen Kirche, hat das wenig zu tun. Das Bild von der Kirche hat sich grotesk verselbstständigt. Die Folge: Kirche kann machen, was sie will, sie erreicht die Menschen nicht mehr.“ (Im Gespräch mit „Christ und Welt“, 4.3.2021). Außenansichten.

So fehlen wichtige, aktuelle, persönliche Kirchenerfahrungen. Innenansichten. Wie ein seelsorgliches Gespräch gut tun kann. Wie ein Kindergarten den Kleinen einen Raum der christlichen Geborgenheit bietet. Wie die Caritas Menschen in ihrer Würde achtet in ihren Pflege-

und Behinderteneinrichtungen. Wie ein Gottesdienst, ein Orgelkonzert das Herz anrührt – etwa die Osternachtliturgie, die vor uns liegt. Wie eine persönliche Spiritualität oder eine christliche Gemeinschaft wie der ND im täglichen Leben Halt und Ermutigung gibt.

Dass solche Erfahrungen oft nicht gemacht wurden, liegt oft auch an der Kirche selbst. An uns. Denn je unansehnlicher ein Gebäude von außen wirkt, desto weniger ist man geneigt, einzutreten.

Wenn wir also möchten, dass Menschen mehr kirchliche Innenansichten haben sollten, dann muss auch das Äußere renoviert und auf Vordermann gebracht werden. Insofern ist die Aussage „Es geht aber doch um Inhalte, nicht um Strukturen“, zu kurz gegriffen. Inhalte



können nur wirken, wenn sie gut strukturiert sind.

Wir sollten uns bemühen, die äußeren Strukturen in wichtigen Punkten zu verändern (Gewaltenteilung, Zölibat,...), damit Menschen eher zum Wesentlichen finden. Damit sie in die Kirche

intreten und nicht austreten.

Rüdiger Hagens

Freiwilliger und assistierter Suizid - Zur aktuellen Debatte

**Freiheit - Geschenk oder unverzichtbarer Lebensraum?
Rom äußert sich zum selbstverantworteten Tod**

von Herrmann Häring

Im Januar 2020 vom Papst genehmigt, im Juli vom Glaubenspräfekten unterzeichnet, am 20. November von der Glaubenskongregation veröffentlicht, so kompliziert geht es immer noch im vatikanischen Hofstaat zu. Das „Schreiben über die Sorge an Personen in kritischen Phasen und in der Endphase des Lebens“ trägt den schönen Titel Samaritanus

Bonus (Der Gute Samariter) und nimmt Stellung zu gesellschaftlich höchst aktuellen Fragen wie zum menschlichen Umgang mit Kranken, der Verhältnismäßigkeit von Therapien sowie der Begleitung Sterbender, bis hin zu den schwierigen Fragen der Euthanasie. Ganz im Sinne von Papst Franziskus sprechen die ersten Kapitel empathisch über die Verletzlichkeit der Menschen. In Kapitel V. werden wir dann in rigider Weise mit einer moralischen Unantastbarkeit des menschlichen Lebens konfrontiert. So bricht das Dokument in zwei Teile auseinander, die nur schwer miteinander zu versöhnen sind.

1. Ein zwiespältiges Dokument

Die ersten drei der fünf Kapitel sind vom Denken des Papstes inspiriert. Im Mittelpunkt stehen die aktive Hinwendung zu den Schwachen und Sterbenden. Der Text beschwört eine ganzheitliche Zuwendung zu den Kranken sowie eine Ethik der Fürsorge. In diesem Sinne zeigt sich das menschliche Leben als ein „heiliges und unantastbares Geschenk“. Christ sein heißt, den „Schwächsten auf ihrem schmerzhaften Weg mit Barmherzigkeit zu begleiten.“ Gerne stimmt man den starken Passagen der ersten Kapitel zu, weil sie die heilende, zur Hilfe motivierende Kraft der christlichen Botschaft beleuchten. Das Wissen um die Verlassenheit des Gekreuzigten kann zur tröstenden Kraftquelle werden.

Doch unversehens schleichen sich auch christliche Überlegenheitstöne ein. Der Text spricht von der „übernatürlichen“ Nächstenliebe (I) und vom Verharren „in der heiligmachenden Gnade“ (II). Das Geheimnis des Leidens könne „niemals nur im Licht des menschlichen Denkens“ verstanden werden (Einführung, V/1). Die Kulturen hingegen (welche genau?) werden recht undifferenziert moralisierenden Vorwürfen ausgesetzt: „utilitaristische anthropologische Perspektive“, ein falsch verstandenes Mitgefühl, wachsender Individualismus, „Neo-Pelagianismus“[?] und „Neo-Gnostizismus“[?]. Geistliche und religiöse Aspekte sowie die „Beziehungsebene“ würden ignoriert (IV) und das Gute werde auf das Ergebnis einer „sozialen Vereinbarung“

reduziert. Es herrschten ein „wachsender Individualismus“, „Wegwerfkultur“ und – wie schon Johannes Paul II. erklärte – eine „Kultur des Todes“ (V). Natürlich sind diese Defizite nicht zu leugnen. Doch diese pauschal-kritischen Töne helfen nicht weiter, Vielmehr bestärken sie den fatalen Eindruck, nur die römisch-katholische Kirche beschäftige sich mit der letzten Sinnfrage, nur sie schaue nach dem Guten und fördere einen besseren Umgang mit Leiden und Tod.

Zudem erschreckt der Stimmungsumschwung in Kapitel V. Es entfaltet ein kühl dogmatisches, letztlich empathiefreies Szenario, zelebriert reine Objektivität und beschränkt sich ohne jede Nuancierung auf die bekannten Kernsätze aus scholastischer Vorzeit. Jede Form der Euthanasie erscheint als „Verbrechen gegen das menschliche Leben“ und „jedwede direkte formelle oder materielle Mitwirkung bei einer solchen Handlung [als] schwere Sünde“ (V/1). Wer sich für einen Suizid entschieden hat oder einem Verein angehört, der Suizide ermöglicht, wird von den Sakramenten definitiv ausgeschlossen (V/10). Gewiss, unwiderleglich mögen abstrakte Ableitungen zu dieser Moral einer weißen Weste führen. Doch konkrete Lebensumstände verlaufen immer in einem Dickicht von unlösbaren Zweifeln und entlarven diese rigiden Handlungsmaximen als wenig hilfreiche Denkprodukte. In sich schon widersprüchlich sind da Aussagen wie: „Einen Kranken zu töten, der um Euthanasie bittet, bedeutet daher keineswegs, seine Autonomie anzuerkennen“ (V,4). Solche kategorischen Aussagen verschließen die zunächst geöffneten Diskussionsräume, bevor sie jemand überhaupt betreten hat. Der Gute Samariter wird vom Boten der Lebenshilfe zum Kündler einer unbarmherzigen Moral.

2. Beispiel Hans Küng

Gerade für Christinnen und Christen gibt es respektable Gründe, diese Diskussionsräume zu betreten. Ein gutes Beispiel bietet die Programmschrift von Walter Jens und Hans Küng Menschenwürdig Sterben (1995). Gewiss: damals, als sie das Tabu des absoluten Suizidverbots hinterfragte wirkte sie wie ein

Donnerschlag. So überhörte man die theologisch-philosophischen, juristischen und fachmedizinischen Einordnungen. Doch die kontroversen Reaktionen zeigen bis heute, dass die traditionellen Verbotsargumente widerlegbar sind und selbst die Bibel differenzierter spricht. Zudem hatte das engagierte Buch einen wunden Punkt getroffen. Hans Küng sprach aus bitterer Erfahrung, denn in den 1950er Jahren musste sein Bruder unter schrecklichsten Schmerzen an einem Hirntumor sterben, was der Überlebende noch heute als unendlich empfindet. Er und sein Mitautor wussten wohl, welche Last sie den Menschen auferlegten, doch sie verstanden diese als die unvermeidliche Rückseite einer Enttabuisierung, die auch ohne Küng und Jens schon im Gange war.

Hans Küng entschloss sich 2009 zur Neuausgabe der Schrift erst auf ausdrückliche Bitten hin. Für sie, so die ihn beratenden Ärzte, sei dieses Buch sehr wichtig, denn zwar nehme es ihnen nicht die Last der Verantwortung, wohl aber die Last einer Generalverurteilung und auch die Entlastung ihres Gewissens, wenn sie sich in ausweglosen Fällen zu unkonventionellem Handeln verpflichtet sahen. Noch einmal machten sie ihm nachdrücklich klar: In vielen Fällen können sich die Mediziner überhaupt nicht mehr neutral verhalten. Dann nämlich können sie ein Leben nur aktiv verlängern oder aktiv verkürzen; ein Drittes gibt es nicht. Vor diesem Hintergrund erscheinen die Entscheidung zum freiwilligen Tod und eine Assistenz dazu als wirklich letzter, vielleicht auch einsamer Schritt in der Konfrontation mit dem eigenen irdischen Leben. Im Buch Glücklich sterben? (2014) erhielt der Titel dann ein Fragezeichen und die Thematik wurde konkreter mit menschlichen Alltagserfahrungen konfrontiert.

In Küngs Sämtlichen Werken (Band 10) sind die einschlägigen Veröffentlichungen mit der Abhandlung Ewiges Leben? (1982) zusammengefasst. Dies macht den noch umfassenderen Horizont klar, von dem aus der christliche Theologe immer schon argumentierte: Für Christen muss der Tod nichts Angstbesetztes sein, obwohl in ihm Vieles auf

dem Spiel steht. Dabei war für Küng schon immer klar: Er will nicht die einzig gültige Wahrheit propagieren, sondern erreichen, „dass die Frage der Selbstverantwortung des Menschen für sein Sterben nüchtern, würdig und moralisch-ernsthaft neu verhandelt werden kann – ohne Rechthaberei und fundamentalistisches Rasonnieren.“

Der Ethiker Dieter Birnbacher fasst diese Position wie folgt zusammen: „Das Bekenntnis Hans Küngs zur ethischen Zulässigkeit der Sterbehilfe... wurzelt letztlich in einem bestimmten Gottesverständnis, einem das geeignet ist, Vertrauen auf Gott zu begründen. Wenn Gott Vertrauen begründen soll, kann er es dem Menschen nicht verwehren, über sein Leben zu verfügen, sofern er keinen anderen Ausweg aus unerträglich gewordenem Leiden sieht.“ So finde Küng einen Weg der Mitte, der eine Sterbehilfe unter strengen Bedingungen für vertretbar hält: „Nicht nur Situationen in Todesnähe, wie es viele christliche Stimmen fordern, sondern auch Zustände, in denen unheilbare, nicht tödliche, aber schwere und schmerzhaft körperliche Gebrechen als unerträglich empfunden werden“.

3. Freiheit nach Ignatius von Loyola und Martin Luther

Dieses Beispiel zeigt: Zu simpel wäre es, eine demütige Unterwerfung unter Gottes Willen einem selbstherrlichen Freiheitspathos entgegenzustellen. Vermutlich rührt die hoch emotionale Gesprächsblockade zwischen beiden Positionen von zwei unversöhnten Freiheitsmodellen, die vor ziemlich genau 500 Jahren im konfessionellen Streit entwickelt wurde.

Einerseits lohnt es sich, an das Gebet *Sume et suscipe* zu erinnern, in dem die ignatianischen Exerzitien (1522) kulminieren und das seitdem die katholische Spiritualität geprägt hat: „Nimm, Herr, und übernehme meine ganze Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verstand und meinen ganzen Willen. All mein Haben und mein Besitzen, du hast

es mir gegeben; dir, Herr, gebe ich zurück ...“. Freiheit erscheint also als ein Vermögen und eine feststehende Gabe, die ich Gott übereignen kann, diese Freiheit erhält einen nahezu dinglichen Charakter. Dagegen präsentierte Martin Luther 1517 ein anderes Modell. Bei ihm wird die Freiheit eines Christenmenschen zu einem dynamischen Projekt. Wir sind „freier Herr“ aller Dinge und zugleich ihr „dienstbarer Knecht“; erst in dieser Spannung entsteht Freiheit und wird es sinnvoll, von Freiheit zu reden. Sie ist ein Handlungsraum. Täglich muss



ich mich in ihm auch dann orientieren wenn ich mich Gott ganz übereigne. Auf diese Art von Freiheit und Verantwortung kann ich nie verzichten, wenn ich überhaupt als Mensch leben will. Natürlich gehört dazu die Last einer Verantwortung, die ich an niemanden mehr, auch nicht an Gott delegieren kann, denn im Extremfall bin ich nicht auf Gott, sondern auf die Stimme des eigenen Gewissens, also der ureigenen

Lebensverantwortung zurückgeworfen.

Leider bietet Samaritanus Bonus zu diesem existentiellen Freiheitsmodell keine Brücke. Es lebt aus einem vormodernen Konzept und bietet für das unlösbare Ineinander von Geschehenlassen und eigenem Handeln kein Gespür, nämlich dafür, dass wir bei dieser Selbstkonfrontation in ein unlösbares Dilemma von ersehnter Hingabe und unverzichtbarer Verantwortung geraten können. Es ist ein Dilemma, dass wir nicht mehr moralisch in gut und böse aufteilen können. Die Geschichte vom Guten Samariter aber, die solche Moralisationen überwinden will, wird zur Inszenierung eines empathielos kategorischen Suizidverbots missbraucht.

4. Was ist kirchliche Gesinnung?

Ich weiß, dass diese Argumentation die Freunde einer ignatianischen Spiritualität kaum überzeugt. Sie sehen in Ignatius gerade keinen vormodernen Traditionalisten; denn für sie öffnet die ignatianische Kunst der Unterscheidung – von Papst Franziskus so intensiv aufgegriffen – die Türen für eine neuzeitliche,

geradezu moderne Spiritualität, da sie Gottes Willen persönlich und konkret zu erkunden weiß. Man erkennt dies an der Sensibilität des Papstes für die Armen, seiner scharfen Klerikalismuskritik und seiner Lust, den globalen Akteuren der Sozial-, Wirtschafts- und Machtpolitik immer wieder die Leviten zu lesen. Doch zugleich macht sein häufiges Zögern in Sachen Kirchenreform auch eine massive Blockade deutlich; man denke an die kirchliche Stellung der Frauen, den Pflichtzölibat, den Umgang mit Geburtenregelung und Homosexualität. Regelmäßig versucht er dann, die aufbrechende Kluft mit dem Aufruf zu einem barmherzigen Verhalten zu überbrücken. Dies aber bietet keine Heilung, denn sie räume die Zuschreibung von Schuld nicht aus dem Weg. Auch diese Diskrepanz ist jesuitischen Ursprungs, denn derselbe Ignatius fordert auch eine „kirchliche Gesinnung“ ein, deren Kernsatz lautet: „Was meinen Augen weiß erscheint, halte ich für schwarz, wenn die hierarchische Kirche so entscheidet.“ Die ignatianische Geisterscheidung setzt also den autoritären Rahmen der katholischen Hierarchie voraus. Aus diesem vormodernen Vorbehalt erklärt sich der große Mangel nahezu aller römischer Dokumente: Außerhierarchische Diskurse werden schlicht ignoriert. Dies gilt auch bei den höchst sensiblen Fragen von Sterben, Sterbebegleitung und einem selbstverantworteten Tod. Nimmt man diese monologische Stimme noch ernst? Das öffentliche Echo auf Samaritanus Bonus ist erstaunlich schwach. Für das öffentliche Problembewusstsein ist das kein gutes Zeichen. Vielleicht wird Ferdinand von Schirachs Stück "Gott" abhelfen. Es greift die Frage des selbstverantworteten Todes auf und wurde am 23. November im Fernsehen ausgestrahlt. Das Publikum wird anschließend um Stellung gebeten.

Hermann hat zu diesem Thema auch einen Brief an Bischof Bätzing, den Vorsitzenden der Bischofskonferenz geschrieben, zu lesen auf <https://www.hjhaering.de>

Termine

Wie es weitergeht.... wissen wir noch nicht.

Gerade in der Woche unseres Redaktionsschlusses gehen die Infektionszahlen wieder in die Höhe. Gern hätten wir Euch zu einem Termin eingeladen, an unserer Kirchenfahrt teilzunehmen. Unter anderem wollten wir uns im Jahr des 90. Geburtstags des Zero-Künstlers Heinz Mack seine in den 50er Jahren gestaltete Kapelle, bekannt unter dem Namen **Mack-Kapelle**, im ehemaligen Marianum in Neuss zeigen lassen. Wir wollen es immer noch, wenn wir es denn wollen dürfen.

Also: Erneute Vertröstung auf wir melden uns. Bestimmt!

kmo

ND virtuell

Was der "Synodale Weg" kann, das können wir auch hat sich unsere Programmkommission des ND-Kongresses gesagt. Sie haben sich an die Arbeit gemacht. Und so haben sich bis zu 200 Bundesgeschwister verschiedentlich getroffen im virtuellen, ansteckungsfreien Raum und tun es noch - mit spannenden Referenten zu spannenden Themen.

Wenn ihr dieses Heft in den Händen haltet, ist vielleicht das letzte Treffen schon gelaufen. Dann empfehle ich euch einen Besuch bei <https://nd-blog.de>, als Nachhall zu den "Aufbruch"-Themen...

kmo

